**Zeitschrift:** Aarauer Neujahrsblätter
**Herausgeber:** Ortsbürgergemeinde Aarau
**Band:** 1 (1910)

**Artikel:** Leinwandbereitung und Volkssprache
**Autor:** Zschokke, Ernst
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-571373

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 12.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Leinwandbereitung und Volksprache

Der vor vierzig und dreißig Jahren zur Sommerszeit durch unsere Täler wanderte, der konnte noch zwischen den Korn- und Kartoffelfeldern auch den hochgestengelten Hanf und die Flachspflanze mit der feinen blauen Blüte antreffen; oder dem schallte — zu andrer Jahreszeit — aus den Dörfern und Gehöften der klatschende Lärm der Hanfbreche entgegen. Damals bereitete noch die Familie des Landmanns den Bedarf an Leinwand für die Hausgenossen selbst.

Seither ist dies anders geworden; was einst dem Hausgewerbe vorbehalten war, ist nun dem Großbetriebe anheim gefallen. So kommt es, daß unsere Kinder höchstens aus den Büchern wissen, was eine Hanfbreche ist; wo sich noch etwa ein Spinnrad auf unsre Tage gerettet hat, steht es verstaubt in einer Ecke. Und die Gemütlichkeit der alten Spinnstube kennen die jungen Bursche und Mädchen von heute nicht mehr. So ist eine für die Lebenshaltung unserer Altvordern außerordentlich wichtige Tätigkeit verschwunden, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Und doch nicht so ganz spurlos. Denn eine deutliche Erinnerung daran hat uns unsere Sprache aufbewahrt; nur daß wir nicht immer darauf achten.

Wer der Sprache einige Aufmerksamkeit zuwendet, wird leicht herausfinden, daß sie gar vieles nicht mit dem einfachsten, nächstliegenden Ausdrucke sagt. Wenn uns einer mitteilen will, daß er mit einer Angelegenheit ganz und gar nichts zu tun habe, so kann er zwar einfach sagen: mi goht die Sach nüt a — und wir werden ohne weiters wissen, was er gemeint hat. Aber daß wir nun eigentlich aufhorchen und mitdenken, daß wir mit ihm von der Sache erfüllt sind und sie uns in irgend einer greifbaren Gestalt vorstellen — dazu reicht die

Kraft jenes einfachen Sätzchens nicht hin. Wie anders, wenn er sich, um das nämliche zu sagen, so ausdrückt: i ha ke Bündel i dere Wösch! Da lebt mit einem Male ein ganzer Vorgang vor uns auf: hier handelt es sich um eine Wäsche, bei der es bedenklich genug aussieht; dort stehen Leute, die sich darüber aufhalten — unser Interesse ist geweckt, unsre Phantasie ist zum Mittun genötigt worden. Und wie hat bei der zweiten Rede der Ton der Stimme, den Sinn verdeutlichend, mitwirken können!

Da stellt sich also auch ein Stück Poesie selbst in der Alltagssprache dar.

Wenn die Sprache, um anschaulich zu sein, andere Dinge vergleichsweise heranzieht, so wird sie sich dabei an das Nächstliegende, Allbekannte halten. Und so wird denn diejenige Tätigkeit, die den Landmann beinahe während des ganzen Jahres und in so mannigfaltiger Form und Gestalt in Anspruch nimmt, auch vor allem sein Denken und Vorstellen und damit seine Rede erfüllen: die Leinwandbereitung.

Hanf und Flachs (Lein) sind die Pflanzen, deren Bastfasern ihr den Rohstoff liefern. Oft mag einem Bäuerlein, wenn die Felder in reifer Frucht dastanden und die Vögel in lauten Schwärmen sich daran gütlich taten, der Wunsch gekommen sein, er möchte es doch auch einmal so gut haben «wie de Vogel im Hanfsome».

Von den entwurzelten Pflanzen entfernt man zuerst die Samen: sie werden «g'rüfflet», wobei wohl nicht eben sanft mit ihnen umgegangen wird. Um die Stengel geschmeidig zu machen, breitet man sie auf dem Felde aus, wo sie der Einwirkung von Regen und Tau ausgesetzt sind; oder man legt sie auch in einen Trog voll Wasser. «Rotten» nennt man diese Vorkehrung, die aber nicht zu lange andauern darf und wobei die Stengel fleißig gewendet werden müssen, wenn sie nicht «verrottet» werden sollen. Jetzt wird der holzige Teil auf der Hanfbreche gebrochen, jenem Instrumente, das bei uns nach dem Geräusch, welches es verursacht, den tonnachahmenden, vortrefflich klingenden Namen «Rätsche» erhalten hat. Und nun denke man sich ein paar Weiber, die mit gellender Stimme und nie rastender Zunge über ihre

lieben Mitmenschen zu Gericht sitzen! Was für ein treffender Hohn, wenn nun auch ihnen der Name «Rätsche» und «Rätschbäsi» beigelegt wird! und natürlich wird auch ihr geschäftiges Tun als «verrätsche» gekennzeichnet.

Um die Fasern gänzlich von den Holzteilen zu befreien, zieht man sie alsdann durch ein mit Haken dicht bestandenes Brett, den Hechel. Auch diese gewaltsame Tätigkeit, das «Durehächle», findet ihr Seitenstück in der liebevollen Unterhaltung über die Schwächen und Mängel unsrer Nächsten.

An dem gewonnenen Baste scheidet sich jetzt der bessere vom geringern Teil: jenes ist das «Wärch», dieses der «Chuder». «Hesch Chuder=i=de=n=Ohre?» heißt es von einem, der nicht hören will. «Jo Chuder am Stecke», oder einfach «Jo Chuder!» sagt man, wenn man zeigen will, daß man mit der Behauptung des andern ganz und gar nicht einverstanden ist.

Das Wärch wird (wie übrigens der Chuder ja auch) an der »Chunkle« befestigt; wer «viel Wärch a der Chunkle het», der hat viele und vielerlei Arbeit zu besorgen. «Mit eim chunkle» bedeutet: sich herumzanken. Die «Chunkle» ist in den Rätseln gemeint:

«G'schunde=n=und gschabe,
's hangt hor drüber abe?»
oder:
«E lange Ma,
hor dra,
's rupfed ire zähni dra?» —

Von der «Chunkle» wird nun der Faden abgesponnen; so wird auch «e Liebschaft ag'spunne»; «d'Gschicht wird witer g'spunne»; «me loht die Sach sich abspinne»; «d' Sach het Fade». Dann aber gibt es, wie beim Spinnen, so auch im Gange des Lebens, namentlich empfindlich für den Redner, mancherlei Hemmnisse: «d' Gschicht wird langfädig»; «der Fade=n=isch em g'risse»; «er het de Fade verlore»; «der Fade=n=isch em usgange».

Der von der Kunkel gezupfte Faden wird auf die Spule geleitet, die an der Spindel steckt. Mit dem Ausdruck: «si isch ebe=ne Chuderspuele» bezeichnet man eine unordentliche Person. Wer wie die Spindel lang und dünn ist, den nennt man

C. Ruellenbergen inv. Bichler sculp.

*Die Hanfbrecherinnen!*

«spindeldürr». Die Spindel wird vom Tretrad aus gedreht: «si loht ihres Rädli wieder emol laufe», sagt man von einer redseligen Person. «Rädli — Rädli — lauf — — gfunde — gstohle — gchauft», zählt das Kind an der Reihe der Knöpfe seines Röckleins ab. Und wenn das Rad sich eifrig dreht und ohne Stockung, so läuft auch die Spindel «wie=n=am Schnüerli»; und ihrem Geschnurr gleicht das Gesurre der Katze, wenn sie «schnurrt» oder «spinnt». Giebt's aber aus irgend einem Grunde eine Verwirrung beim Faden, ein Durcheinander, so entsteht ein «Ghüder»; allen Abfall sammelt man im «Ghüderchratte»; und so heißt auch jede andere in Unordnung geratene Angelegenheit, deren Entwirrung unmöglich erscheint, «e verhüdereti Gschicht». — Die voll gesponnene Spindel heißt «Aeperli», und wenn der Volksmund sagt: «es blinds Hüendli het es Aeperli gfunde», so meint er damit, daß bei mancher Errungenschaft der bloße Glücksfall und nicht ein Verdienst im Spiel ist.

Von der Spindel wird das Garn auf den Haspel übergeführt und zu Strähnen gewunden; «abehasple heißt» es, wenn ein Kind das Auswendiggelernte schnell und ausdruckslos hersagt, und ein logisches Durcheinander oder eine unordentliche, viel zu hastig vorgenommene Tätigkeit ist «e Hasplete».

Zur ständigen Ausrüstung des bäuerlichen Hauses gehörte früher natürlich auch der Webstuhl, und von der Tätigkeit des Webens hat die Sprache manchen bildlichen Ausdruck gewonnen; so von der Verwendung des Zettels «e Verschwörig azettle», und «abwebe» im Sinne von «Sterben». Die fertige Leinwand wird genau geprüft, «under d' Lupe g'noh» und der strenge Beurteiler «loht ke guete Fade dra». Läßt das abgetragene und abgenutzte Gewand die Fäden leicht erkennen, so ist es «fadeschinig», und ebenso nennt man ja auch die allzu durchsichtige Begründung oder Ausrede. —

Wer diese Sammlung durchgeht — und sie wird sich noch vermehren lassen, — der mag wohl, wenn er sich zum erstenmal mit solchen Dingen befaßt, über den Reichtum erstaunt sein, den die Sprache aus diesem einen Betriebe, der Leinwandbereitung, gewonnen hat. Da aber die Sache selbst, von der

dieser Reichtum herstammt, dem Volke immer fremder wird und schließlich ganz in Vergessenheit gerät, so müssen diese einst so lebendigen Ausdrücke zu bloßen Bezeichnungen herabsinken, mit denen sich keine Vorstellung mehr verbindet; das Wort «verrätsche» wird man immer noch brauchen im Sinne von «verklagen», allein niemand denkt mehr an die Hanfbreche, die das köstliche Wort hat erschaffen helfen. Und später wird ein guter Teil dieser zu einem Scheinleben erstarrten Ausdrücke, die ihre Rolle ausgespielt haben, überhaupt fallen gelassen werden und aus der Sprache verschwinden. Das alles möchte wohl zu bedauern sein; allein inzwischen hat die fortschreitende Kultur der menschlichen Tätigkeit neue Gebiete eröffnet, aus denen neue Vorstellungen erwachsen, welche wiederum die Sprache bereichern. Das ist ja die wunderbare Kraft der Sprache, die sie immer jung erhält, daß sie das Verbrauchte ausscheiden und durch neue, lebensvolle Bildungen ersetzen kann. Ernst Zschokke.

# Was brucht e rächte Schwyzerma?

Was brucht e rächte Schwyzerma?
Das soll mer Öpper säge!
Er mueß nes eiges Hüsli ha
Mit glänzige Schybe=n=und Meie dra,
E guete Schärme Tag und Nacht,
Im Sunnenschyn und Räge.

Was brucht e rächte Schwyzerma?
Das soll mer Öpper säge!
Er mueß es subers Wybli ha,
Das hilft em 's Güetli zäme ha,
Es macht em öppe churzi Zyt
Und hilft em 's Ungfell träge.

Was brucht e rächte Schwyzerma?
Das soll mer Öpper säge!
Nes Päärli Chinder, oder zwei,
Wo gsundi roti Bäckli hei,
Sie trägen eim e heitre Blick
Und Sunnenschyn ergäge.

Was brucht e rächte Schwyzerma?
Das soll mer Öpper säge?
Ne subre Tisch und blangge Schild,
Nes härzhafts Wort, wo öppis gilt,
En eigni Meinig öppemol,
Wo d' Wohret ma verträge.

Was brucht e rächte Schwyzerma?
Das soll mer Öpper säge!
Nes subers Gwehrli a der Wand,
Nes heiters Lied fürs Vatterland,
Es offnigs Härz, e heitre Blick
Uf Wägen und uf Stäge.

J. Reinhart.